

Am Grabe Kants

mußte es sich offenbaren, was uns Heutigen Kant noch bedeutet. Die Königsberger Kantfeier war nicht ein Tag wie andere, die uns ein sorgfältig geführter Gedächtniskalender in nie endender Folge zur Erinnerung bringt. Der 22. April und die mehrtägige Feier, die ihn umrankte, bedeutete mehr, nicht etwa wegen des verhältnismäßig großen organisatorischen Aufwandes, der dabei zu Tage trat, auch nicht allein wegen der mit der Feier verbundenen Stützungsaktion, die das Reich dem vorgeschobenen Posten unserer Kulturgrenzwacht im abgegrenzten Ostpreußen ideell und materiell zukommen ließ — nein, in Königsberg, das fühlte man, mußte eine Entscheidung fallen über eine der umstrittensten Fragen unseres deutschen Geisteslebens. Zwar mußte man fürchten, die Entscheidung werde von vornherein parteiisch sein. Biel es doch auf, daß vom Westen und Süden berufenste Vertreter gegenwärtiger deutscher Philosophie nicht anwesend waren, wie auch von außerdeutschen Vertretern der Weltweisheit nicht bloß Frankreich und Belgien — was niemand wundernahm — sondern auch Italien, Spanien, die Schweiz und Holland fehlten, Länder, deren offizielle Teilnahme mehr besagt haben würde als jene der Chinesen und Japaner, die unserer Kultur trotz allem immer fremd gegenüberstehen. Und doch, wer nach Königsberg ging, um dort gewahr zu werden, was Kant im heutigen Geistesleben bedeutet, der konnte es erfahren aus dem, was er da sah und hörte. Entscheidend sind natürlich nicht die Begrüßungsansprachen und Festreden, soweit sie nur der vergänglichen Feierstunde dienen, wohl aber die Bekenntnisreden führender deutscher Philosophen, die da zu Worte kamen und die es verschmähten, Dithyramben zu halten.

Es wird nun gewiß jeden Teilnehmer der Tagung überrascht haben zu hören, wie oft diesmal in Königsberg — in allen möglichen Wendungen — die Frage aufgeworfen wurde: Können wir Heutige noch Kantianer sein? Mit einer Eindringlichkeit fast wie ein Prediger der Buße und Einkehr stellte Artur Liebert gleich am ersten Abend diese „Gewissensfrage“: Die kantische Philosophie ist in eine Krise eingetreten. . . . Wir stehen heute dem System Kants selber mit kritischer Verantwortlichkeit gegenüber. Das ist das Wesentlichste am Erbe Kants auf uns Nachgeborene, jene kritische

Selbstverantwortung, die wir in unsere Wesensstruktur aufgenommen haben, und dieses Stück Kantianismus werden wir nie mehr aus unserem philosophischen Wesen auszuscheiden vermögen. Daß dieser Faktor unseres tiefsten philosophischen Selbst sich heute auch an Kant kritisch betätigt, ist das Problem unserer Tage, das man schon immer hätte kommen sehen müssen. Wir sind durch Kant anders geworden, wir sind aber auch seit Kant andere geworden.

So etwa klang der kritische Auftakt, wie ihn der stellvertretende Vorsitzende der Kant-Gesellschaft, Prof. Artur Liebert am ersten Abend anschlug.

Am folgenden Tage wurde zunächst die Rede des ersten Vorsitzenden der Kant-Gesellschaft, Vaihinger, verlesen (wegen angegriffener Gesundheit hatte er nicht persönlich erscheinen können): Bei der ersten Jahrhundertfeier zum Erscheinen der Kritik der reinen Vernunft — im Jahre 1881 — mußte man sich erst wieder auf Kant besinnen: Zurück zu Kant! lautete die Losung. Reichlich zwanzig Jahre später, bei der großen Kantgedächtnisfeier im Jahre 1904 hieß die Losung: In Richtung Kant über Kant hinaus! Heute noch wieder einmal zwanzig Jahren lautet die Losung: Los von Kant und seinem Subjektivismus, zurück zum Objekt! . . . Und dann versuchte Vaihinger, dessen Lebenswerk sich in Studien an und über Kant erschöpft, nachzuweisen, wie im heutigen Geistesleben überall Kantische Gedanken wirksam sind, selbst da, wo man nicht einmal von ihm sprechen wolle. Wertphilosophie, Phänomenologie, Vitalismus, Euckenscher Aktivismus, Troeltschs Historismus, ja nicht zuletzt auch der moderne Okkultismus . . . alles, alles fließe uns aus der Brunnenstube Kantischen Philosophierens zu. . . .

Mit mehr innerer Freiheit und sachlicher Tiefe konfrontierte Driesch die Kantische Philosophie mit einem echten modernen Problem: „Kant und das Ganze“. Fast provozierend wirkte es, wie dieser Naturforscher und Metaphysiker gleich zu Beginn seiner Darlegungen sein eigenes Verhältnis zum Genius der Festfeier präzisierte: Ich schätze den Meister der Theorie, aber ablehnen muß ich: 1. Die transszendentale Methode, an deren Stelle legitimierend und ergänzend die phänomenologische Methode der Bedeutungsschau zu treten hat. 2. Die Versubjektivierung der Kategorien, die nach meiner Ansicht unbedingt gegenständlich

zu nehmen sind. 3. Das Verdikt über alle und jede Metaphysik, das doch höchstens einer Wolffschen Spekulation gegenüber eine Berechtigung hat. 4. Die im Kantischen System versteckte und nicht legitimierte Kryptometaphysik, wie sie in Konstruktionen wie vom „Bewußtsein überhaupt“ und andern Begriffen sich verbirgt. . . .

Hatte Adickes in seiner Rede am Morgen die verschiedenen Ansichten unserer Kant-Interpreten übersichtlich und säuberlich nebeneinander gestellt, und am Schluß für die von ihm mit so viel Andacht zum Kleinen gepflegte „reine“ historische Methode plädiert, so kam im Laufe des Nachmittags außer der Kantkritischen Driesch-Rede noch die ebenso souveräne von Prof. Scholz zur Verlesung (der Kieler Philosoph war wegen plötzlicher schwerer Erkrankung seiner Frau verhindert, persönlich zu erscheinen). „Kant als Klassiker der Metaphysik“, so begann er und erläuterte diesen fremd anmutenden Begriff des Klassikers dahin, daß auch der ein Klassiker genannt zu werden verdiene, von dem man lernen könne, auch da, wo man dem Meister nicht folgen und sich von ihm zu trennen gezwungen sehe. Drei große metaphysische Problemata versuchte Scholz in Kants Schriften freizulegen; wir danken ihm: 1. Die Wiedergewinnung des kosmologischen Unendlichkeitsproblems, für das Kant mehr geleistet habe als ein Leibniz und Spinoza und um deswillen er in die Gipfelreihe Aristoteles-Cantor mitten hineingehöre. 2. Die metaphysische Deutung des guten Willens, der ohne metaphysische Voraussetzungen stärkster Art einfach nicht zu fassen sei. 3. Damit zusammenhängend das Bewußtwerden des Gegensatzes von Wert und Wirklichkeit, Natur und Geist, und seine Überwindung durch die Schöpferfreiheit sittlicher Tat, die den Menschen heraushebt aus dem Banne empirischen Zwanges und ihn hineinstellt in eine wahrhaft transzendente metaphysische Ordnung. In dieser metaphysischen Zielrichtung liege das Schwergewicht Kantischen Philosophierens. Der Transzendentalphilosophie als solcher, so breit sie auch — aus ihrer zeitgeschichtlichen Bedingtheit heraus — angelegt ist, komme nur der Wert einer kritischen Grundlegung und Kontrollwissenschaft zu.

So ging ein kritisches Fragen durch alle großen und tiefangelegten Reden dieses zweiten Tages, der im Rahmen der ganzen Kantfeier das wissenschaftliche Kernstück bildete. Nur der Vollständigkeit halber ist noch Eugen Kühnemann aus Breslau zu erwähnen, der in seiner lebendig flüssigen Rede über „Herder

und Kant“ viel mehr den zweitgrößten Sohn von Königsberg in seiner Größe und Schwäche vor uns erstehen und von uns verstehen ließ.

Es folgte am dritten Tage die eigentliche Festrede zur Neueinweihung des Grabmals. Erzellenz v. Harnack wußte viel Schönes und Erhebendes zu sagen über Kants wissenschaftliche Persönlichkeit, sein Werk und seine fortlebenden Wirkungen. Er ließ es einen fühlen, daß, soweit unsere Kenntnis der Geschichte reicht, neben Aristoteles und Kant es keinen Dritten gegeben hat, der sich und sein Leben so ausschließlich mit der Frage der Erkenntnis identifiziert hat. . . . Wie der Bettler von Alfifi ganz im Dienste der Religion aufging, so könnte man Kant, dessen Leben ganz in der Hingabe an die Wissenschaft aufging, den „Franziskus der Erkenntnis“ nennen. . . . Das Distichon auf Kant: wenn die Könige bauen, haben die Kärner zu tun, berichtete er dahin, daß dieser König nicht nur Kärner beschäftigt, sondern auch Könige erweckt habe wie: Fichte, Schelling, Hegel, Schopenhauer. . . . So schroff sich auch ihre Systeme einander gegenüberstehen, alle sind sie in Kant verbunden — überzeugt, daß man bei Kant beginnen, aber nicht bei Kant stehen bleiben müsse, daß es vielmehr gelte, die Scheidewand zwischen der reinen und der praktischen Vernunft zu durchbrechen und durch Spekulation eine höhere Einheit zu gewinnen oder doch die Grenz wand auf eine andere Linie zu setzen. Wenn wir heute nicht weniger als vier große Schulen miteinander streitender Kantauslegung hätten, so bewahrte sich darin das Wort Kants selber: daß es nichts Ungewöhnliches sei, durch die Vergleichung der Gedanken, welche ein Verfasser über seinen Gegenstand geäußert, ihn sogar besser zu verstehen, als er sich selber verstanden habe. „Doch haben ihn unmöglich alle seine Ausleger ‚besser‘ verstanden; aber der Streit ist an sich ein Beweis nicht nur für die Universalität und Tiefe der Kantischen Gedanken, sondern in noch höherem Maße für die Anziehungs- und Triebkräfte der wissenschaftlichen Persönlichkeit Kants. Wer ihm nahegekommen ist, der will von ihm nicht lassen.“ Einleitend hatte der Redner schon bemerkt, daß man heute entgegengesetzte Lösungen über Kant hören könne: „Zu Kant zurück“ bei den einen, „Über Kant hinaus“ bei den andern, „Hinter Kant zurück“ bei den jüngsten. Aber „An Kant vorbei“ vermöge niemand zu gehen. . . . „er ist das Schicksal der deutschen Wissenschaft geworden. Das ist seine Größe! Und doch fragen wir wieder, worin liegt sie nun eigentlich? Sind etwa die Prinzipien seines Denkens und seiner Methode bis

heute unangetastet? Oder hat er eine Fülle neuer Einzelerkenntnisse gewonnen, die in den eisernen Bestand der Wissenschaft übergegangen sind? — Nein, weder lassen sich solche Einzelerkenntnisse aufzählen, noch sind die Prinzipien seines Denkens und seiner Methode allgemein anerkannt. Man muß noch weiter gehen: Nicht nur ist hier fast alles in der Schwebe geblieben, sondern dieser umfassende und gewaltige Geist stand doch unter sehr bestimmten Schranken. Mit seiner Zeit sah er alles Gegebene als ein Ruhendes und Starres an, gleichsam im Euklidischen Raum; das Fließende der Dinge, ja das Leben selbst erfaßte er kaum; bis zu den „Müttern“ ist er nicht herabgestiegen, und der Entwicklungsgedanke ist bei ihm noch in den Anfängen. Starr und abstrakt waren auch seine Psychologie und Ästhetik. Seine Fähigkeit, aus der Geschichte für die Weltanschauung zu lernen, war begrenzt; die Religion als Urphänomen blieb ihm verschlossen, und seine Unterscheidung der reinen und der praktischen Vernunft kann nur ein vorläufiges methodisches Prinzip sein, nicht aber das letzte Wort der Erkenntnis.“

So ging durch alle entscheidenden Reden der Königsberger Kanttagung das eine Doppelmotiv: Kant ist einer von den ganz Großen unter den Philosophen gewesen, in deren Bann die wahrheitsuchende Menschheit aller Zeiten wird eingefangen bleiben — und doch denken wir auch wieder so ganz anders als er und wehren uns heute instinktiv mit kritischem Takt gegen seinen faszinierenden Bann. Dieses Doppelmotiv kam auch am Grabmal selbst, am roten Stein der Stoa Kantiana mit stummer Gebärde zum Ausdruck. Als man nach der Festrede Harnacks im Dom sich in den Hof zwischen Dom und der ehemaligen Universität (heute Stadtbibliothek) begab, wo der Oberbürgermeister die Säulenhallen über dem Grabe des großen Königsbergers öffnete und einen Kranz am Grabe niederlegte, da war es kalt und frostig, nicht bloß weil es unbarmherzig wie all die Jubiläumstage hindurch bald schneite bald regnete, — die schüchternen Versuche der Stadt, festlichen Schmuck anzulegen, wurden dadurch erstickt und konnten den unfreundlichen Eindruck, den das Stadtbild ganz im Gegensatz zu seinen überaus freundlichen Bewohnern weckte, nicht hintanhaltend — nicht diese Ungunst des Himmels war es, die die Herzen am Grabe des großen Königsbergers nicht warm werden ließ; ob nicht vielmehr alle unter dem peinlichen Eindruck standen, den die jüngste Geschichte dieses Grabmals von neuem hatte fühlen lassen und der hier als steinge-

wordene Dissonanz dem Auge wehe tat: Kant und der Dom! Da stand nun der antike Tempel über dem Grabe Kants, prunklos in klassisch einfacher Größe aus rochlitziger Porphyre von einem Königsberger Architekten, Prof. Vahrs aufgerichtet, bewußt kontrastierend gegen den mittelalterlichen Dom, an dessen Wand er sich emporreckt, nicht weniger eigenwillig auch vom alten schlichten Bau der ehemaligen Albertina gegenüber abstechend; — als einzigen Schmuck aber trägt er an der Wand über dem Sarkophag eine lapidare Inschrift in goldener Kapitale: Immanuel Kant. Man hat in jenen Tagen viel für und wider den Geschmack des Grabmals gehört — soviel ist gewiß: es bringt zu eindeutigem Ausdruck, was in der langen Debatte über das neu zu errichtende Grabmal seit mehr als einem Jahrzehnt zum Thema „Kant und der Dom“ geltend gemacht worden war. Herr Stadtschulrat Prof. Stettiner, Harnacks Vorredner bei der Feier im Dom, hat aus seiner ganz eingeweihten Kenntnis der Verhandlungen in einer der Königsberger Festnummern Folgendes darüber mitgeteilt: „So wurde dann im Jahre 1907 vorgeschlagen, die Grabstätte Kants in dem Chor des Domes in würdiger Weise unterzubringen und vor allem eine dauernde Ruhestätte für Königsbergs größten Gelehrten zu schaffen. Es erhob sich ein heftiger Streit über die Doktorfrage, ob durch die Überführung in den Chor des Domes, in dem eine Reihe hervorragender Ostpreußen und auch der Gründer der Universität beigelegt worden sind, irgend ein Verhältnis Kants, des Gegners jeder statutarischen Religion, zur Kirche angedeutet werden soll. Vaihinger war zunächst nicht abgeneigt, der Verlegung der Grabstätte Kants in den Dom zuzustimmen, sofern nur dafür gesorgt würde, daß das zu errichtende Grabmal Kants dem unabhängigen Charakter seiner Philosophie entspräche. Ein überlebensgroßer kolossaler Kopf Kants und daneben eine fackelhaltende weibliche Figur, um das berühmte Wort Kants vor die Augen zu führen: „Die Philosophie sei nicht eine Dienerin der Theologie, die ihr die Schleppe nachtrage, sondern eine solche, die ihr die Fackel vorantrage“, war sein Vorschlag zu dem Grabmal Kants. Später, wohl belehrt durch heftige Einsprüche, trat er dafür ein, auf derselben Stelle wie bisher nach Abbruch der Kapelle dem großen Denker ein Monument zu errichten, einfach und würdig, licht und hell, wie sein Wesen war, wie seine Philosophie ist. Vaihinger schlug vor, ein Mausoleum in der Form eines antiken Tempels zu errichten und durch äußere Anordnung eine symbolische Veranschaulichung

der Kant'schen Lehre zu geben. Die Kant-Gesellschaft selbst begrüßte das Bestreben, die dürftige und baufällige Kapelle durch ein würdiges Monument zu ersetzen. Dem tiefen Denker der Deutschen gebühre eine eigene, aus ihrer Umgebung klar hervorgehobene monumentale Grabstätte. Hervorragende Kantkenner äußerten sich zu der Frage, ob Kants Grabstätte in die Kirche gehöre oder nicht. Ein Aufruf, mit vielen hundert Unterschriften bedeckt, darunter von Hermann Cohen, Paul Natorp, Georg Simmel, Windelband, Wundt, Eucken, erhob Einspruch gegen die Überführung der Gebeine Kants in den Dom. — Universitätsprofessor Dr. Natorp, Marburg, traf wohl das Richtige, wenn er sagte: „Ich glaube, der alte Kant würde sich sehr verwundern und vielleicht auch ein wenig darüber gespottet haben, daß man aus der Unterbringung seiner Gebeine eine so große Frage macht.“ Der Krieg unterbrach die Lösung der Frage; die Kapelle verfiel. Endlich im Jahre 1923 gelang es, den Streit zu schlichten. Kants Gebeine ruhen weiter in der alten Gruft, über der sich der neue Tempel wölbt. Gegenüber der alten Stätte, an der er ruht, gegenüber dem alten Gebäude der Universität, das er als Student und Professor so oft betreten hat, ist das Grabmal errichtet, ein sichtbares Wahrzeichen für die Lebenden unpersönlich wie seine Philosophie und doch in der Architektur würdig der Größe des berühmten Königsberger Begründers eines neuen Weltbildes. Königsberg selbst aber hätte diesen Tag — 22. April 1924 — nicht feierlich begehen können, wenn es nicht seine Stadtlehre durch die Errichtung dieses Grabmals wiederhergestellt hätte.

Josef TERNUS S. J..

Ein Konvertitenbild.

Da gibt es in Südtirol ein freundliches Städtchen. Leider haben es die Italiener als Kriegsbeute genommen und dadurch den reichen Obsthandel und den Fremdenverkehr lahmgelegt. Himmelhoch ragende Bergketten schützen gegen kalte Nordwinde. Eine helle, heiße Sonne macht die Monate März-April und September-Oktober zu den angenehmsten des Jahres. Alle unsere Frühlingsblüten sprießen ein bis zwei Monate früher hervor. In rüstiger steiler Wanderung kann man an einem Tage aufsteigen aus glühender Tropenhitze zu kalten Bergseen und noch weiter hinaufklimmen in die ewige Eis- und Schneeregion der Ötztal- rechts oder der Ötztal-Alpen links.

Von den zahlreichen Fremden, die, aus allen Ländern kommend, dieses irdische Paradies

aussuchten, hoben sich die Tiroler in buntfarbiger Landestracht und mehr noch durch strogende Lebenskraft ab. Soweit es Ausländer waren, stoben 1914 bei den Kriegserklärungen die Gäste eiligst auseinander — nur ein Amerikaner blieb. Religiös galt er als Freidenker, gesellschaftlich hatte er eine führende Stellung, politisch war er begeistert für die Einheit Deutschlands und für den heroischen Opfermut, der so vielen Feinden machtvoll sich entgegenstemmte. In regem Verkehr mit befreundeten Staatsmännern der Heimat nahm er bald Anstoß an der von Wilson eingeschlagenen Richtung. Als freier, selbständig urteilender Amerikaner, nicht als Deutscher oder Österreicher, trat er offen und fest für seine politische Überzeugung ein. Seine politischen Darlegungen, die altamerikanisch gegen jede Abhängigkeit von England waren, wurden in Berlin freudig begrüßt. In Washington und New York weckten sie ein anderes Echo. Nach der amerikanischen Kriegserklärung brandmarkte man den im Feindesland Zurückgebliebenen als unpatriotisch. Wilson war persönlich verstimmt. Das im Heimatlande angelegte Vermögen wurde beschlagnahmt.

Echte altamerikanische Vaterlandsliebe und ein unbestechlicher Gerechtigkeitsinn riefen Erschütterungen hervor: sie führten den charakterfesten Mann auch zu einer Prüfung seiner religiösen Vergangenheit.

Für die Kurgäste hielt ich regelmäßig im Herbst und zu Ostern Konferenzen. Es dauerte nicht lange, so wandte der Amerikaner sich mir zu und besprach seine innern Schwierigkeiten. Zeit Lebens hatten ihn religiöse Probleme beschäftigt. Schon bald nach den Studien an der Universität hatte er Amerika und Europa durchwandert und zahllose Vorträge gehalten; sehr oft wurden darin die vielen Sekten in den Vereinigten Staaten kritisch gestreift, aber auch alles Ubernaturliche schlecht hin bekämpft. Seinen Unterredungen mit mir gab er selbst scherzhaft den Namen „Trommelfeuer“. Er folgte dem Toben und Schäumen, das in seinem erregten Innern auf- und abwogte, und überschüttete mich mit Schwierigkeiten. Allmählich glätteten sich die Wogen. Die Aussprache tat ihm wohl. Zusehends wuchs seine Bewunderung der katholischen Kirche, ihrer majestätischen geschichtlichen Größe und ihrer festen Autorität. Die Gnade unterstützte das richtige Ringen und Suchen.

Es währte nicht allzulange, so durfte ich den tapferen Mann in die Kirche aufnehmen. Alle innern Kräfte waren wieder in Harmonie